

Das Schweizer Volks- und Jodellied

Autor(en): **Schmid, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 30

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hen! André führt Touristen, und die Frau — ich weiß nicht, was sie tut, sie sieht aus, als täte sie nie etwas.“

Ambrosia war beim Sprechen ruhiger geworden. Ein paar Schafe drängten sich an ihre Knie. Sie liebte sie.

„Und Ihr seid darüber hinweggekommen, Ambrosia?“ fragte ich.

„Nein“, herrschte sie mich an. „Eben grad nicht. Daß ich ihn nicht vergessen kann, das ist mein Unglück. Darum eben lachen sie über mich im ganzen Tal. Und seit ich der Berena Z'brüggen einmal sagte, ich warte d e n n o c h auf den André — seither tuscheln sie über mich. Was ich denn noch erwarten könne, fragen sie. Ich hätte nie Antwort geben sollen. Sie verstehen alles nicht recht, was ich sage. Oder meint Ihr nicht auch, die Fremde könnte einmal krank werden? Es sterben auch junge Leute. Aber jetzt sagen sie im Tal, ich wollte der Frau André etwas Böses antun, oder ich dränge mich zwischen die beiden. Dabei kann ich schwören, mit dem André kein Wort verloren zu haben, seit damals. Und so schlecht, wie die Leute meinen, bin ich nicht. Die Fremde, nein, die könnte ich mit keinem Stecken anrühren. Drei Jahre geht das nun so. Jedesmal, wenn ich weiß, daß der André auf das Matterhorn geht oder auf den Gletscher, habe ich Angst um ihn. Als ob er mir gehören würde. Und wenn er wiederkommt, dann bin ich glücklich. Als ob ich noch etwas hätte von ihm. Dabei weiß ich doch, daß er die Schwarze lieb hat, er nimmt sie gar mit

zum Tanz. Den Gabriel Taugwalder hätt' ich haben können, der Pfarrer und die Verwandten haben mir zugeredet — aber kann eines mit einer lebendigen Liebe im Herzen einen Mann heiraten, der ihm gleichgültig ist? D a s meine ich, wäre schlecht. Oder nicht?“

Ich nickte. Ambrosia zog ihre Hand aus der meinen. „Ja,“ seufzte sie, „Ihr glaubt das, aber denkt nun, wie schwer es ist, hier zu leben. Manchmal meine ich, daß es besser wäre, fortzugehen, weit fort. Aber ich kann es nicht. Die Schafe habe ich gern und meiner Eltern niedere Stube im Winter. Den André sehe ich hie und da und bitte Gott, er möge mir die Lieb' zu ihm verzeihen, wenn sie sündig sei. Das ist alles, was ich habe. Das ist mein Glück, oder mein Unglück, wie Ihr wollt. Ich weiß nur, daß ich warte, auf etwas warte, das vielleicht nie kommt — vielleicht aber doch! Denn nicht wahr, in den Romanen geschieht es manchmal, daß zwei trotz allem zusammenkommen?“

Ambrosias Augen waren voller Glauben. Ich konnte die letzte Hoffnung nicht töten.

„Ja, Ambrosia, in den Büchern steht es manchmal.“

Da fiel eine Träne auf das Fell des kleinen Lammes an Ambrosias Knien.

„Lebt wohl“, sagte sie mühsam und ich wußte, daß sie nun allein sein wollte, allein mit dem großen Weh und der kleinen Hoffnung.

Das Schweizer Volks- und Jodellied

Ernst Schmid

Wie in den verschiedenen Landesteilen unseres Landes die Dialekte einen Unterschied bilden, so bestehen auch in der Gesangsweise gewisse Abweichungen, wenn sich auch die Prägnanz der Sprachdialekte nicht in der gleich scharfen Weise im Gesang findet und nicht so auffallend hervortritt wie dort. Dies sind gewisse Verzerrungen des Gesanges, hervorgegangen aus der Singeligkeit, aus kleinen Änderungen der ursprünglichen Melodie.

In der Schweiz haben wir vier Sprachstämme zu berücksichtigen. Die **Romanen** und noch mehr die **Tessiner** vertreten den unverkennbaren Typus der Latiner, d. h. der italienischen Melodien, die **Welschschweizer** den des französischen Chanson. Alle **deutsch-schweizerischen** Sprachstämme haben ihren eigentümlichen Gesang, der als schweizerisch-nationaler Gesang bezeichnet werden darf. Er entspringt der Lust der Freiheit, dem Gefühl der eigenen Kraft und dem stolzen Bewußtsein, mit dem man hinauf blickt zu den ewigen Schneebergen und hinunter in die Täler der schweizerischen Hochebene.

Das Charakteristische ist im allgemeinen die **Mehrstimmigkeit**. Die Gesangsweise des Berner Oberlandes erstreckt sich am weitesten, bis in die Gegenden der Urschweiz, der Urkantone. Wochten auch die Ursanfänge des deutschschweizerischen Volksliedes mit dem deutschen bis zur Identität zusammengefallen sein, so hat die Zeit das jegliche schweizerische Volkslied so bedeutend umgestaltet, daß nach dieser Seite hin kaum noch Vergleiche gezogen werden können. Dies bestimmt in Bezug auf unsere **Alpenlieder**, sowie unserer einzigartigen **Jodellieder**. Dieselben weisen eine lebhaftere Bewegung auf, die verschiedene Taktarten wählt und diesen auch wieder verschieden langsamere und schnellere Zeitmaße (Tempi) gibt. Auch im Tirol und in der Steiermark findet sich eine bewegte Vortragsweise, welche sehr charakteristisch ist, jedoch mehr getragene, gemüthliche Weisen liebt. Der Ausdruck und die Art zu singen, ist jedoch von

der Schweizerart ganz verschieden. Unser **Bergvolf** zieht energischere Weisen vor, im Rhythmus akzentuierter, entschiedener, im Melos herber, **urwüchtiger**, kräftiger und jugendfrischer.

Die Beobachtungen des vielfachen **Echos** in den Bergen und die Vergleiche einzelner, in ihren Wiederholungen gleichförmig auf- und absteigender **Jodelfiguren** führen zu der Vermutung, daß die Ursanfänge des Jodels dem vielfachen Echo nachgebildet wurden. So vermochte im Verlaufe die eigene Erfindung, die Phantasie, auf Grund einer Reihe von Tönen oder einer Figur, die die **Urform** ist, weiter gebaut und erweitert haben, aus der Intervallenlage in eine weite gerückt sein, den Umfang einer Oktave überschritten und bis zur Grenze der menschlichen Stimme überhaupt ausgedehnt und auch in der fortgesetzten Erweiterung und Bereicherung des Jodels zu Figuren gelangt sein, zu Tönen, die nicht mehr in der Skala der ursprünglichen Tonart lagen, nicht mehr zu den akustischen Naturtönen gehören. Der Schweizerjodel läßt romanischen Einfluß erkennen. Die eigenartige Wirkung des Jodels beruht auf der Technik, das beständige Überspringen von der **Brust- zur Kopfstimme** mit hohen Falsettönen.

Der Kern des Jodels ist ein gebrochener Dreiklang, sehr oft vom Grundton aus eine Sexte aufwärts und eine Terz abwärts. Die mit Naturlauten gesungene Jodelmelodie ist zackig und macht große Sprünge. Diese großen Intervalle sind Reflexe der gigantischen Horizontlinie der Alpen auf das menschliche Herz und Gemüt. Der **Naturjodel** oder **Juh**, wie man früher sagte, kommt meist in der **F-** und **C-Dur-**Tonart vor, was mit der Gebirgsnatur in Zusammenhang steht. Einem rauschenden Wasserfall liegen die Töne **F, C, G** zu Grunde, das gibt den gleichen Akkord, der von den Felsen wiederhallt. Beim **Juh** kann man nicht von einer Kunst reden, hier hat man es mit einem **Urelement** zu tun. Der Juh ist wahrscheinlich älter als das alpine Volkslied, seine Quelle liegt im **Sirteneruf** und der **Naturharmonie** der hehren Alpenwelt.